

VON NEL HOUTMAN



Hinter die Dinge lauschen

Aus dem frühen 19. Jahrhundert ist folgende Geschichte überliefert: An einem regnerischen Abend saßen die zwei englischen Schriftstellerfreunde Percy Shelley und John Keats vor dem Kamin und schwiegen den ganzen Abend über. Zum Abschied schüttelten sie sich schweigend die Hände und unter der Türe sprach Shelly schließlich zu seinem Freund: „Danke für das wunderbare Gespräch!“

Auch ich sitze vor dem Kamin und schaue dem Spiel der tanzenden Flammen zu, wie sie das Holz erst umzüngeln und es dann hell lodern und prasselnd langsam verzehren. Abgesehen vom Knistern des Feuers und einem Knacken hie und da irgendwoher in meinem Holzhäuschen ist es sehr still. Sogar meine Gedanken können der Stille nichts anhaben. Was immer es in mir denkt, es hat nicht die Kraft mich aus dieser Präsenz zu locken. Wie wohltuend sie ist, diese Stille. Ein behagliches und aus der Zeit gefallenes In-sich-Ruhen hat mich ergriffen. Alles, was getan werden musste, ist getan, kein Ziehen und Streben nach irgendwohin, keine unerledigten Aufgaben, die im Kopf umherschwirren. Nur zeit- und absichtsloses Lauschen mit meinem ganzen Sein. Früher als Kind hatte Stille die Gestalt meines Vaters. Er kam und ging, ohne dass man ihn im Haus hörte. Geräuschlos tauchte er zum gemeinsamen Teetrinken auf und ebenso still war er wieder gegangen, gerade als ich ihm etwas aus der Schule erzählen wollte. Ich sah die halb offene Tür, durch

die er verschwunden war und dahinter den leeren Raum, der sich mir entgegenstreckte. Der fehlende Kontakt und die Abwesenheit von Sprache taten weh und übertönten die Gegenwart der Stille. Dennoch war, wie ich viel später entdeckte, in jener Zeit der Samen der Stille in mir gewässert worden. Es brauchte allerdings noch lange, bis die gähnende Leere ihre stille Essenz preisgeben konnte. Es brauchte weitere Erfahrungen, die mich auf ihre ganz eigene Art in die Stille hineintrugen.

Eine davon war eine unfreiwillige Klausur, die ich mit 14 Jahren erfuhr, als ein Unfall mich für drei Monate ans Bett fesselte. Unser langjähriger anthroposophischer Hausarzt hatte eine heftige Gehirnerschütterung diagnostiziert. Um jedes Risiko einer möglichen Gehirnblutung auszuschließen, hatte er mir absolute Dunkelheit verordnet. Da es innerhalb kurzer Zeit bereits der dritte Unfall war, fühlte ich mich vom Unglück verfolgt. Ich schickte mich zwar in den Umstand, abgeschnitten von der lebendigen Welt im Dunkeln zu liegen, wartend, bis die hämmernden Kopfschmerzen abklingen würden, aber innerlich hatte ich resigniert. Apathisch lag ich Tag für Tag, Nacht für Nacht in einer dumpfen Blase der Verzweiflung. In der ersten Woche wurde mir zudem noch Fasten auferlegt und so war mir auch die einzig verbliebene Freude des Essens versagt. Ich dämmerte vor mich hin. Wartend noch auf die winzigsten Veränderungen und Ablenkungen

in meiner klein gewordenen Welt. Immer wieder befahl mich die Furcht, dass dies alles nie aufhören würde. Die Schmerzen blieben konstant, die Verzweiflung wuchs. Doch nach einigen Wochen begann ich, mich irgendwie mit meiner Situation abzufinden. Ich wusste einfach nicht, ob oder wann eine Besserung eintreten würde. Vielleicht war es auch die Überlebensenergie meiner Eltern, die sie sich während des Krieges in japanischer Gefangenschaft erworben hatten, die mich gleichermaßen mahnte wie motivierte, hatten sie doch weit Schlimmeres ausgehalten und überstanden. Die Tage zogen weiter dahin. Die einzigen Abwechslungen waren die Besuche meiner Mutter, die mich mit Medikamenten und Essen versorgte und mich mit ein paar Alltagsgeschichten aufzumuntern versuchte. Eines Morgens, es war Mitte Februar, hörte ich den ersten Gesang einer Amsel. Er war so schön, dass ich atemlos lauschte. Diese Jubeltöne kamen für mich aus einem unendlich weiten Raum. Mit einem Mal war ich selber da oben auf dem Pflaumenbaum und schaute mit dem schwarzgefiederten Vogel in die unberührte Schönheit des Sonnenaufgangs. Ich war wie verzaubert. Die Schmerzen traten in den Hintergrund. Eine andere Ordnung entfaltete sich in meinem verdunkelten Raum. Irgendetwas hatte sich verschoben. Die nächsten Tage lag ich mit einer neuen Wahrnehmung ausgerüstet. Das Warten auf das Abklingen des Schmerzes hatte sich verlagert. Ich lauschte. Lauschte hinter die Geräusche und Klänge, lauschte um sie herum, lauschte in sie hinein. Und ich lauschte in mein eigenes Inneres. Spürte, wie der Atem meine Brust hob und senkte und sich in meinen Körperräumen verströmte. Es war, als ob die Weite, welche die Amsel mit ihrem Gesang erschlossen hatte, in meinen Körper gesickert war. Eines Morgens glitt ein

Sonnenstrahl durch den Spalt zwischen den zugezogenen Vorhängen in mein Zimmer. Winzige Staubkörnchen tanzten auf dieser Lichtbahn und ich erlebte mich eingeflochten in diesen urlebendigen Glanz. Wärme durchflutete meinen Körper und ich wusste: Es war alles in Ordnung. Ich war in Ordnung mit-samt den Unfällen und den Schmerzen. Alles, was ich je gewesen war und noch sein würde, war in Ordnung, war aufgehoben in dieser goldenen, vibrierenden, stillen Welt. Vielleicht waren diese Erlebnisse die Initiation zu einer meditativen Praxis. Als die Kopfschmerzen nach drei Monaten nicht verschwunden waren, lud mein Vater, ein holländischer Zen-Lehrer, mich ein, morgens Zazen mit ihm zu üben. Das Erleben des Sitzens in der frühmorgendlichen Stille, des „being breathed“ (Geatmetseins) und des Verbundenseins mit allem, haben mich stark beeindruckt. Das größte Geschenk aber war, dies alles mit meinem Vater zu erleben. Wie sehr er selber von Stille durchtränkt war, entging mir zu jener Zeit. Wie sehr ich diese Stille geatmet hatte und sie mir vererbt und zuge-dacht war, blieb noch außerhalb meines Horizonts. Dennoch bin ich ihr von da an treu geblieben. Immer wieder begegnete ich Menschen, die diese Qualität der Stille ausstrahlten. Ich fühlte mich mächtig von ihnen angezogen und hatte bei jeder Begegnung das Gefühl, nach Hause zu kommen. Doch erst viele Jahrzehnte später sollte ich wirklich ankommen.

Mitten in meinem Leben stehend war ich damals seit sieben Jahren mit meinem Vater verkracht und litt unter dem Hass, der in mir schwelte. Zudem spürte ich nach vielen japanischen Sesshins eine Art Verdruss in mir. So konnte es nicht weitergehen. Meine Mutter hatte zu jener Zeit gerade den vietnamesischen

